In Gemeinden einander und über sie hinaus SeelsorgerInnen sein

1

Unter „Seelsorge“ verstehe ich den gläubigen Dienst am Heil des ganzen Menschen in und mit den Beziehungen, in denen er oder sie lebt, mit Schwergewicht im geistig-seelischen Bereich (unter Beachtung der psychosomatischen Zusammenhänge mit dem leiblichen Bereich). Denn der Mensch kann nur ganz und heil werden in heiler Gemeinschaft. Zu diesen Beziehungen gehören jene zu Gott als dem transzendenten Grund des personalen und intersubjektiven Daseins und jene zu den Mitmenschen (es besteht ein untrennbarer Zusammenhang, aber keine Identität von Gottes- und Nächstenliebe) sowie jene zur Umwelt. Daher ist Seelsorge nicht nur Dienst am Einzelnen, sondern zugleich und in wechselseitiger Verschränkung sowohl Dienst am Glauben der Menschen als auch am Gelingen der Gemeinschaften, in denen sie leben (Ehe, Familie, Freundeskreis, Gemeinde, Mitwelt, Gesellschaft einschließlich Politik und Wirtschaft). Dieser Dienst setzt eine Gegenseitigkeit im Vertrauen (zumindest in der Form eines Vor-schusses) voraus und ist schon deshalb sowie auf Grund der menschlichen Begrenztheit in genügendem Maß nur möglich, wenn die betreffenden Menschen vorrangig *einander* SeelsorgerInnen werden, was auch nur in *überschaubaren* Gruppierungen geschehen kann.

2

- a) Grundlegend für dieses Verständnis ist erstens die Überzeugung, dass der Mensch gleichursprünglich Einzel- und Beziehungswesen, individuelle Substanz und Relation, also *relatio subsistens (finita)* ist. Der Mensch hat nicht nur Beziehungen, sondern er *ist* Beziehung: in christlicher Sicht Abbild Gottes, der in sich Beziehung in ihren Grundformen – schenkend, empfangend, teilend – ist (also nicht zwei göttliche Wesen mit dem Heiligen Geist als Beziehung zwischen ihnen oder drei wesensgleiche Götter). Andernfalls wären mitmenschliche Beziehungen (wie in der griechischen Philosophie) nur Folge der Endlichkeit und daher nur Akzidenzien aus und bei Bedarf, aber nicht als personale Liebe möglich. Wenn Beziehung jedoch zum positiven Wesen des Menschen gehört, dann muss bereits die seelsorgliche Begegnung von personaler Liebe geprägt sein, darf also in den anderen nicht nur Betreuungsobjekte oder „Fälle“ sehen.

- b) Grundlegend ist zweitens die Überzeugung, dass der Glaube (zumindest in der Form einer Offenheit für Transzendenz, also eines Vor-Glaubens) für das Heil-Werden der Menschen und ihrer Beziehungen (in der Wechselwirkung zwischen Selbstwerdung und Liebe) eine wesentliche Bedeutung hat. Ohne eine zumindest leise, womöglich aber feste Hoffnung, dass die uns vorgegebene intersubjektive Existenz grundsätzlich – also von ihrem Grund her, den wir Gott nennen – gut ist, ist der Einsatz für das Gelingen dieser Existenz selbst sinn- und damit hoffnungslos. Glaube an Gott und mitmenschliche Liebe sind zwei verschiedene Beziehungen, die in wechselseitigem Zusammenhang stehen, von denen aber nicht eine auf die andere reduziert werden kann. Die (vor-) gläubige Annahme einer vorgegebenen Würde der Menschen, die von uns nicht herstellbar ist (vgl. die Rede von Jürgen Habermas in Frankfurt), ist die Voraussetzung jeder Heilssorge. Der Glaube verhindert auch, dass die SeelsorgerInnen für andere Menschen wie Gott sein wollen, sich über sie stellen und sie für sich oder eine Sache vereinnahmen (vgl. dagegen das Zitat in KatKK 1589: „Der Priester ... *wird vergöttlicht und soll vergöttlichen,*“) Er ermöglicht, die eigenen Fehler und Grenzen einzugestehen sowie das Gebet füreinander.
- c) Um ihr mitmenschliches Dasein gläubig deuten und so zu diesem Grundvertrauen finden zu können, sind die Menschen auf Erfahrungen angewiesen, in denen eine für Gott offene und prinzipiell universale gegenseitige Liebe anfanghaft gelingt und Gott sich so erweisen kann. Gemeinden von Gläubigen sind der vorrangige Ort dafür. In ihnen werden die Menschen einander SeelsorgerInnen und die Gemeinden wirken schon als ganze seelsorglich nach außen in die Gesellschaft hinein, indem sie Sakrament des von Gott durch Christus geschenkten Heils sind. Mit dem Rückhalt in diesen Gemeinden ist ihren Gliedern auch seelsorgliches Wirken für Außenstehende möglich, weil sie Zeugnis geben und sagen können, wo es das gibt, wovon sie reden.
- d) Die für diesen Heildienst nötigen Beziehungen sind überhaupt und daher auch für amtliche SeelsorgerInnen nur in grundsätzlicher Gegenseitigkeit und in einem relativ kleinen, überschaubaren Rahmen möglich, weshalb die Gläubigen in den Gemeinden diesen Dienst einander leisten sollen (wir sind nach Gen 4,9f die HüterInnen unserer Brüder und Schwestern). Die menschlichen Möglichkeiten an Begleitung sind auch für amtliche SeelsorgerInnen sehr begrenzt. Außerdem hat die Seelsorge (Heilssorge) gerade dann Chancen, wenn sie nicht oder jedenfalls nicht primär um der (beruflichen) Aufgabe willen erfolgt, sondern im Rahmen von zweckfreien Beziehungen. Das große Potential der Möglichkeiten gegenseitiger Seelsorge wird nicht wirksam, wenn die Seelsorge auf den Dienst amtlicher Funktionäre eingeschränkt bleibt. Sie ist daher vorrangig eine Aufgabe gegenseitiger Liebe in überschaubaren gläubigen Gruppierungen (und im Angebot darüber hinaus). Diese Liebe wirkt selbst heilend, auch wenn dies nicht reflektiert wird. Der Einsatz hauptamtlicher Seelsorge-

rinnen müsste sich daher darauf richten, die Entstehung entsprechender Gemeinden anzuregen und die Menschen in ihnen zu ermutigen und auch durch gelegentliche Hinweise (die aber nicht zur Technik führen dürfen) besser zu befähigen, einander diesen Dienst zu leisten (daraus ergibt sich eine gewisse Differenzierung, aber nicht Trennung von Seelsorge und Pastoral). Beides werden die Amtsträger nur können, wenn sie selbst in diesen Gemeinden stehen und sie nicht bloß als berufliches Betätigungsfeld sehen. Man könnte hier von einem Vorrang des gemeinsamen (und „gegenseitigen“) Priestertums nicht nur gegenüber dem Amtspriestertum, sondern auch gegenüber allen amtlichen Seelsorgediensten sprechen¹

- e) Dazu kommt noch die Einsicht, dass die Mitgliedschaft in der Kirche nicht bloß auf der Kindertaufe beruhen kann, sondern bei als Kindern Getauften eine Erwachsenentaufe nach einem nachgeholt Katechumenat notwendig ist. Nur mündig gewordene Christen können über ihren Glauben, der nicht mehr von einer „christentümlichen“ Gesellschaft abgesichert ist, Rechenschaft geben und anderen SeelsorgerInnen sein. Weil es sich dabei um mühsame Prozesse des Reifens im gläubigen Leben handelt, die eigentlich schon eine Gemeinde voraussetzen, ist nicht zu erwarten, dass sie so schnell zum Ziel gelangen werden. Wenn die geschichtlich bedingten Fehlentwicklungen von neutestamentlichen Gemeinden zu einer anonymen Massenkirche schon Jahrhunderte andauern, werden auch die Erneuerungsprozesse viel Geduld erfordern.

3

Im Bemühen, diese Zielvorstellung auf der Ebene einer Pfarrgemeinde in Wien in die Realität umzusetzen, konnte ich in dreißig Jahren (1966–1996) Erfahrungen sammeln und reflektieren. Dort bildeten sich drei Stammgemeinden, in denen die gegenseitigen ganzheitlichen seelsorglichen Beziehungen wuchsen und es weitgehend zur nötigen Deckung von Leben und sakramentalen Zeichen kam. Diese Gemeinden bestehen weiterhin und tragen das Leben in einer pfarrerlosen Großstadtpfarrei.² Derzeit versuche ich, diese Erfahrungen und Überlegungen in meine Tätigkeit als Seelsorger in einer Wohngemeinschaft für Angehörige von Schwerstkranken einfließen zu lassen und sie – soweit es möglich ist – mündlich und schriftlich weiterzugeben.

¹ Vgl. zu der Vision eines „gemeinsamen Hirtentums“ Stenger, Hermann, *Im Zeichen des Hirten und des Lammes. Mitgift und Gift biblischer Bilder*, Innsbruck 2000, 17-21.

² Vgl. zur Geschichte und zu den Reflexionen dieses Prozesses Weß, Paul, *Und behaltet das Gute. Beiträge zur Praxis und Theologie des Glaubens*, Thaur 1996.

Es fehlen noch weitgehend die theologischen Grundlagen für die nötige Erneuerung der Kirche: Kritische Rechtfertigung des Glaubens an Gott in einer säkularen Welt; Verknüpfung, aber nicht Identität von Gottes- und Nächstenliebe; Verständnis der christlichen Nächstenliebe als Liebe zum anderen um seineswillen (vgl. dagegen Mt 18,5 in der Einheitsübersetzung); Ekklesiologie einer Kirche aus und in Stammgemeinden; weitere Klärung der Theologie der Gemeinde und jener des Priesteramts sowie des gegenseitigen Zusammenhangs zwischen beiden Größen in der Realität und in der Theologie. Immer noch befinden wir uns in einer Priester-/Betreuungskirche, in der die Gemeinde vom Priester her definiert wird, als diesem „zugewiesener Anteil der Herde des Herrn“ („Lumen gentium“ 28), nicht als Gemeinschaft von Gläubigen. Der im Priesterseminar als einer Art „Ersatz-Gemeinde“ ausgebildete Amtsträger bleibt „Gemeinde-Ersatz“³. Weil die damit überforderten Priester immer weniger werden, wird dieses System mit Notmaßnahmen wie Pfarrzusammenlegungen oder „Seelsorgeeinheiten“ künstlich aufrechterhalten. So werden die Chancen von Gemeindebildung weiter verringert, und die Priester können immer weniger seelsorglich tätig sein. Das II. Vatikanische Konzil hat zwar vom gemeinsamen Priestertum gesprochen, ohne aber aus dieser Vision konkrete Konsequenzen für das Gemeinde- und Priesterbild zu ziehen.

Die Praktische Theologie muss selbst Theologie sein und sich auch an die theologischen Grundfragen der Kirche heute (einschließlich der philosophischen Verstehensvoraussetzungen) heranwagen, kann diese nicht einfach den systematischen Fächern überlassen. Sie ist nicht nur Anwendungsgebiet, sondern Schubkraft der Theologie, die insgesamt eine praktische Wissenschaft ist. Wenn die Praktische Theologie sich so versteht, wird sie die Theologie der Gemeinde nicht als Restbestand eines katholischen Milieudenkens, als vorübergehende nachkonziliare Euphorie oder als Ideologie diskreditieren, sondern wieder als vorrangigen Ort des Glaubens sehen lernen⁴. Es braucht also eine Überprüfung bereits der Kriterien kirchlich-seelsorglichen Handelns und eine Behebung der Defizite in den ekklesiologischen Maßstäben der Praktischen Theologie, damit aus der derzeit vorherrschenden Seelsorge-Pastoral von Amtsträgern (auch die „kooperative Pastoral“ ist eine solche) eine geschwisterliche Seelsorge in den Gemeinden und über sie hinaus werden kann.

³ Vgl. Weß, Paul, *Ihr seid alle Geschwister*, Mainz 1993, 32f.

⁴ Vgl. Ders., *Gemeindekirche-Ort des Glaubens*, Graz 1989.